

Anmerkungen zur Sozialisationsfunktion der Familie

Verfolgt man die Diskussionen um die Funktionen der Familie, so fällt auf, daß die Sozialisationsfunktion, d. h. die Aufgabe der Erziehung des Nachwuchses zu einer gesellschaftlich handlungsfähigen Persönlichkeit, im Zentrum unterschiedlicher Interessen liegt. Für die einen stellt die Familie jene universale Erscheinung dar, die - und nur die - garantiert, daß in einem emotional getönten Klima unter Einbezug sehr enger persönlicher Kontakte die Ausbildung von Persönlichkeit, Selbst, Identität oder wie man es nennen will, gelingt. Damit wird eine Anthropologisierung der Familie vorgenommen und eine gesellschaftliche und kulturelle Vielfalt von familienähnlichen Formen, die die gleichen Sozialisationsfunktionen gut erfüllen könnten, gelehnt. Die heute vorherrschende Familienform, die aus zwei Generationen bestehende Kleinfamilie mit ihren von den Eltern abhängigen Kindern, wird so normativ als optimale Sozialisationsinstanz gesehen. Die Argumente dieser Sichtweise wurden u. a. in der Auseinandersetzung um das Tagesmütter-Projekt, um die verschiedenen Formen der Krippenerziehung und um die Berufstätigkeit der Frau vorgebracht. In der Familiensoziologie finden wir diese auch im strukturell-funktionalen und systemtheoretischen Ansatz (z. B. Talcott Parsons und Friedhelm Neidhardt) sowie in den systematischen Arbeiten von z. B. Helmut Schelsky oder Dieter Claessens vor.

Die andere Sichtweise der Familie betont deren repressive Funktion, die sie in der bürgerlichen bzw. kapitalistischen Gesellschaft ausfüllt. Die Fa-

milie als Ort der Reproduktion der Arbeitskraft und als Zwangsgemeinschaft, in der die Stabilität des Gesellschaftssystems durch das Aufzwingen gesellschaftlicher Werte und Normen auf die Kinder gesichert werden soll, sei für die Entstehung von autoritären und sogar faschistischen Charakteren verantwortlich. Letztgenannter Aspekt wurde in der Studie von Theodor Adorno und Max Horkheimer in den dreißiger Jahren in Amerika untersucht. Sie kamen dabei zu dem Schluß, daß die Beziehungen in jenen Familien, die den genannten Persönlichkeitszug hervorbringen, durch Unterwürfigkeit und Kälte gekennzeichnet sind.

Die Ende der sechziger Jahre aus der Studentenbewegung hervorgegangenen antiautoritären Kinderläden sowie Kommunen wollten genau jene strukturellen Bedingungen aufheben, die die Kleinfamilie mit ihren fatalen Folgen bestimmten. Offene Beziehungen der Geschlechter untereinander und Respektierung der kindlichen Persönlichkeit hinsichtlich seiner Bedürfnisse standen im Zentrum neuer Lebens- und Umgangsformen, die sich in bewußter Absetzung zu der von ihnen bezeichneten „bürgerlichen Kleinfamilie“ befand.

Was ist eigentlich heute aus diesen beiden sich schroff gegenüberstehenden Anschauungen der modernen Familie geblieben? Zum einen muß die erstgenannte, den affirmativen Charakter der Familie betonende Sichtweise dahingehend relativiert werden, daß die Familie, wie wir sie heute kennen, sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft ausbildete. Somit ist die Kleinfamilie ein historischer Typ, der von bestimmten Gesellschaftsformationen abhängig ist. Auch die These von der Kontraktion der Familie, d. h. von dem entwicklungsmäßig zu sehenden Übergang von der mehrere Generationen umfassenden Großfamilie zur Kleinfamilie muß als historisch widerlegt angesehen werden. So zeigen die Untersuchungen von Michael Mitterauer, daß im Rückblick auf die Geschichte

der Menschheit eine Vielfalt von Familienformen sich zeigen, in der die familialen Rollen sowie die Beziehungen zwischen diesen Rollenträgern stark variieren. Innerhalb dieser Vielfalt mußte aber immer die Sozialisationsfunktion erfüllt werden, egal ob die Kinder mit dem häuslichen Gesinde aufwuchsen, in einem großen Verwandtschaftssystem lebten, kollektiv erzogen wurden oder nur mit ihren leiblichen Eltern alleine wohnten.

Veränderte Familienfunktion?

Somit ist die Frage nach dem Verhältnis von universalen Struktureigenschaften der Familie und ihren jeweils gesellschaftlich und historisch bedingten Funktionen bezüglich der Sozialisation des Kindes neu zu stellen. Denn die Familie muß ja hinsichtlich ihrer pädagogischen Aufgaben beides leisten: sie muß gewähren, daß die in ihr aufwachsenden Kinder jene Fähigkeiten erlangen, die wir als universale Sozialisationsziele kennzeichnen können, und sie muß für die jeweilige historisch fixierte Gesellschaft handlungsfähig machen, d. h. gesellschaftlich erwartete Normen und Werte verwirklichen.

In Hinsicht auf die Ausbildung universaler Sozialisationsziele muß das Kind folgenden Ansprüchen genügen: das voll sozialisierte Kind muß sich verständigen können, d. h. die kommunikative Funktion der Sprache beherrschen; es muß in Interaktion mit anderen Gesellschaftsmitgliedern treten können, um mit ihnen zu kooperieren; es muß logisch und hypothetisch denken können, um sich die physikalische, die Objektwelt anzueignen; es muß moralische Urteile fällen können, um die soziale Ordnung einer Gesellschaft sicherzustellen; und es muß ein starkes Ich ausbilden, um seine Bedürfnisse und Triebe mit den gesellschaftlich geforderten Ansprüchen und Erwartungen auszubalancieren.

Der Frankfurter Soziologe Ulrich Oevermann hat als einer der ersten

Sozialwissenschaftler versucht, auch empirisch jene Struktureigenschaften der Familie zu bestimmen, die die Ausbildung dieser als universal anzusehenden Persönlichkeitseigenschaften garantieren. Denn das Sozialisationsproblem ist ja gerade, unabhängig von jeglichen historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen sicherzustellen, daß Kinder lernen, sich zu verständigen, zu handeln, zu denken oder zu urteilen. Hinsichtlich der vollen Ausbildung der genannten Eigenschaften dürfte es historisch und kulturell gesehen nur graduelle Unterschiede geben, während die Pfade der Entwicklung festgelegt sind.

Sieht man von einer reifungs- bzw. anlageorientierten Sichtweise ab, die absurderweise unterstellen müßte, daß die Entfaltung von Persönlichkeitsmerkmalen genetisch bestimmt sei, so bleiben nur zwei andere Erklärungsvarianten übrig. Die eine beruft sich auf Lerntheorien, die besagen, daß Fähigkeiten und Fertigkeiten im Sozialisationsprozeß gelernt werden, entweder durch Belohnung und Bestrafung von seiten der Eltern oder durch deren modellhaftes Verhalten. Für die genannten universalen Persönlichkeitseigenschaften wäre dies aber eine sehr fragile und labile Grundlage, denn es müßte ja sichergestellt sein, daß alle Eltern sich gegenüber ihren Kindern gleich verhalten, oder alle das gleiche Modell abgeben. Die andere Sichtweise ist die der sozialen Konstitution von Persönlichkeit, die annimmt, daß bestimmte Struktureigenschaften der Familie universal sind und die Interaktionen zwischen Eltern und Kindern eine sozialisatorische Bedeutung haben. Die von Oevermann und seinen Mitarbeitern betriebenen Familienstudien haben familiäre Strukturkomponenten zum Vorschein gebracht, die für ein Gelingen der Sozialisation unter der Perspektive der Ausbildung universalen Eigenschaften verantwortlich zeichnen.

Danach ist es in erster Linie nicht so bedeutsam, ob der Vater und Mutter leiblich vorhanden sind, sondern

daß zwei miteinander konkurrierende Beziehungssysteme bestehen. Das eine System ist das der Bezugsperson-Kind-Beziehung, die traditionell in unserem Kulturkreis durch die Mutter bestimmt ist, aber auch von dem Vater oder einer anderen - und das ist zu betonen - schon voll sozialisierten Person ausgefüllt werden kann. Diese Beziehung ist durch ihre Einmaligkeit gekennzeichnet, die sicherstellt, daß dem Kind durch die Mutter hinsichtlich seines aufkommenden Handlungspotentials gesellschaftlich und individuell notwendige Deutungen gegeben werden. Dies kann aber nur eine Person leisten, die längerfristig in einer emotional stabilen Beziehung zu dem Kind steht. Diese Person kann nicht einfach ausgetauscht werden.

Das andere System ist das der Ehegatten-Beziehung. Dieses muß gewährleisten, daß z. B. die Mutter nicht vollständig in dem Mutter-Kind-System aufgeht und damit die notwendigen Autonomiebestrebungen des Kindes verhindern würde. Die Leistung des Familiensystems kann als jene Balance bezeichnet werden, der es gelingt, auf der einen Seite die Ansprüche und Erwartungen des Ehegatten-Systems zu erfüllen, ohne das Eltern-Kind-System zu vernachlässigen und auf der anderen Seite - aus der Perspektive des Kindes - die Eigenständigkeit des konkurrierenden Systems zu akzeptieren.

Es ist nicht so sehr die Familie als die Beziehungsstruktur

Mit dieser Beschreibung eines Strukturgebildes kommt nicht der Kleinfamilie oder der Großfamilie eine Sozialisationsfunktion zu, sondern der strukturellen Einbettung jener Interaktionen zwischen Eltern und Kinder, die sozialisatorische Bedeutung haben. Neben der Sicherstellung der Ausbildung universalen Eigenschaften hat die Familie oder familienähnliche Gebilde die Aufgabe, spezifische, auf die jeweilige Gesellschaft bezogene Werte und Normen

zu vermitteln. Diese gewinnen jedoch erst auf dem Hintergrund der genannten universalen Eigenschaften eine besondere Bedeutung. Dies kann gut beispielhaft an der Vermittlung von Toleranz aufgezeigt werden. Toleranz an sich hat keinen Sinn, wenn nicht gleichzeitig zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gut und Böse unterschieden bzw. geurteilt werden kann. Die Basis dafür bietet die Entfaltung von moralischen Prinzipien, die im Sozialisationsprozeß auf der Grundlage der oben beschriebenen Struktureigenschaften als Universalien erworben werden. Erst wenn man ein Ereignis hinsichtlich seiner moralischen Qualität, d. h. auf die soziale Ordnung der Gesellschaft hin, beurteilen kann, ist es sinnvoll eine tolerante Einstellung einzunehmen oder nicht. So ist z. B. Toleranz gegenüber Faschismus ohne dessen moralischer Beurteilung gefährlich.

Nicht die Familie an sich erscheint somit als eine bedeutsame Sozialisationsinstanz, sondern bestimmte Beziehungsstrukturen, die in unserer Gesellschaft sich als Kleinfamilie manifestiert haben, aber auch ganz andere Gestalt annehmen können. Damit wird die Universalität der Familie, wie sie eingangs in der Beschreibung der einen Strömung gekennzeichnet wurde, auf eine andere Ebene übertragen und relativiert; ihre Bedeutung wird aber andererseits hinsichtlich der Ausbildung von als universal ausgewiesenen Fähigkeit betont und so der anderen Strömung entgegengehalten, daß ihre Kritik nur an einem mißlungenen Modell der Familie orientiert ist:

Stefan Aufenanger

Empfohlene Literatur:
Claessens, Dieter/Milthoffer, Petra (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, Frankfurt/Main 1973
Mühlfeld, Claus: Familiensoziologie. Eine systematische Einführung, Hamburg 1976
Mitterauer, Michael/Sieder, Rainer: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München 1977
Oevermann, Ulrich: Sozialisationstheorie, in: Lüschen, Günther (Hrsg.): Deutsche Soziologie seit 1945, Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1979, S. 143-166